

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 48

Artikel: Der Dorfbann
Autor: Auer, Grethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646256>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 48
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
28. November
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst — Gedruckt und verlegt von Jules Werder. Buchdruckerei. in Bern.

Zwei Gedichte von Edgar Chappuis.

Frauenhände.

Frauenhände sind in unser Leben,
Uns zu Trost und Linderung gegeben.
Wenn sie über kranke Stirnen streichen,
Muß der Schmerz vor der Liebkosung weichen.
Wenn der Sieber Mächte wild sich regen,
Können Frauenhände kühlen, pflegen.

Frauenhände sind wie weiße Rosen,
Bergen Seligkeit in ihrem Kosen.
Und der Singer zarte, weiche Ranken,
Begen warme, innige Gedanken.
Doch, wenn Frauenhände feiernd liegen,
Oder liebend sich in andere fügen,

Können immer sie noch Reichtum schenken
Anmutsvoll uns milde Pfade lenken.

Kinderweinen.

Wie manchmal nachts der Wind in Bäumen klagt,
Hört man aus fremden Häusern Kinder weinen.
Da hab' ich mich denn oftmals schon gefragt,
Was sie denn derart quält, die lieben Kleinen? — —

Es ist das vorgeahnte Weh der Tage,
Die kommen werden, Leiden zu bereiten.
Noch unbewußt ist es die herbe Plage
Des Schicksals, das sie fortan wird begleiten.

Der Dorfban.

Erzählung von Grethe Auer.

1

Motto:

Die sittliche Ordnung ist nicht in der Natur;
wir Menschen müssen sie hineinbringen,
wie wir die mathematische Ordnung
hineingebracht haben.

Es gibt im oberen Rheintal noch einige Dorfgemeinden, die ihre Rechte und Verfassungen vom vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert her schreiben und sie durchgeföchten haben durch alle Wandel der Zeiten. Man hat mir da eine Geschichte erzählt von einem ehrwürdigen Brauche, der in einer rechtlosen Zeit wohl am Plage gewesen sein mag und auch heute noch geübt wird in solchen Fällen, wo das geschriebene Gesetz versagt. Freilich sind die Menschen über solche Dinge hinausgewachsen, wie sie ja auch den Trachten der Väterzeit durch rücksichtslose Mustelfülle entwachsen sind und alle Sprengen würden, die man ihnen anzöge. Weil aber die Geschichte sonst ganz lehrsam ist, so erzähle ich sie, wie sie mir überliefert ward.

Ich nenne das Dorf, in dem die Geschichte sich begeben hat, Saug. Es liegt, wie gesagt, weit oben im Rheintal, und jeder, der die Verhältnisse kennt, kann leicht erraten,

welches damit gemeint ist. Es ist ein prächtiges altes Dorf mit einer Kirche und einem Gemeindehaus, das früher ein Herrenhaus war und dessen Balkendecken und Treppenraum eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Am oberen Ende des Dorfes liegt das Gütchen des Bauern Segesser, ein dickwandiges Steinhaus mit tiefgebeteten Fenstern, ein paar Obstbäumen, Stall und Mostpresse, und da also wuchs in bäuerischem Wohlstande das Töchterlein Lina neben einem erheblich jüngeren Bruder Benz heran.

Lina Segesser war zweiundzwanzig Jahre alt, als sie Saug verließ und als Saaltochter im Hotel Kreuz zu Ragaz eintrat. Sie war ein raffiges Mädchen, kaum hübsch, aber angenehm, beweglich, von feiner Gestalt und guten Farben, so daß sie gefallen mußte, und vielleicht mehr als manche Sübsche. Dazu war sie klug und fleißig. Sie hatte, wie Bauerntöchter pflegen, im Welschland gedient, sprach gut Französisch und ein leidliches Englisch, schrieb eine saubere Hand und rechnete wie der Blik. Nach einem halben Jahr war sie nicht mehr Saaltochter, sondern Saalgouvernante, das heißt, sie befehligte das Heer der schüsseltragenden Jung-

frauen, gab Wein heraus, besorgte den Blumenschmuck der Tafeln und nahm Wünsche und Klagen der Gäste entgegen. Was die Blumen betraf, so verstand sie es, ein paar Gräser, einige Stabiosen und Bergmargueriten oder auch eine Handvoll goldgelber Bachbummeln so hinzustellen, daß die Gäste sich daran entzückten, und sparte dadurch der Wirtin manchen Franken für Gartenblumen. Diplomatische Verhandlungen mit Unzufriedenen führte sie stets zum Vorteil beider Teile durch, und den unzähligen Krankenlaunen der oft schmerzgeplagten Gäste wußte sie mit der geduldigen List einer guten Pflegerin zu begegnen. Die Wirtin vom Kreuz nannte sie ihre beste Stütze, und jeder, der sie kannte, unterhielt eine kleine Freundschaft mit ihr, oft über ein paar Jahre hinaus.

Dieses schätzenswerte Mädchen war nun seit dem zwanzigsten Jahre verlobt mit dem jüngsten Sohne eines Kleinbauern aus Zaug, den wir Ambiehl nennen wollen. Christen Ambiehl war gleich nach dem Verspruch nach Amerika ausgewandert, um daselbst in der Eigenschaft eines „Schweizers“ auf einer großen Farm Fuß und Boden zu fassen, Landeskenntnis zu erwerben und etwas Ersparnes auf die Seite zu bringen. Lina ihrerseits sparte nicht minder gewissenhaft und legte sich nebenher eine wahrhafte Aussteuer von gutem derbem Bauernleinen an, die sie freilich in Ragaz nicht trug; da gefiel sie sich in seidnen Strümpfen und Spitzenhemden, die von reichen Damen weggeworfen oder verschenkt wurden und die sie geschickt und geduldig für sich ausbesserte. Als Christen sieben und Lina fünf Jahre lang gespart und gearbeitet hatten, da besaß sie, was eine Bäuerin ins Haus bringen muß, und er, was an Barem nötig war, um an den Ankauf eines Ländchens und einer Blockhütte zu denken. Es gibt in Amerika Landstriche, die ganz von Schweizern besiedelt sind, und da auch die Landschaft dem Schweizer dort etwas Heimisch-Vertrautes entgegenbringt mit hohen Gebirgen, breiten sonnigen Tälern und vielen springenden Bergwassern, so fühlt sich das Völkchen dort kaum in der Fremde. Aber nicht von Berghang zu Berghang grüßen die nachbarlichen Dörfchen, und die Kirchenglocken rufen sich nicht über die Schluchten weg ihre Ave zu: sondern große Einsamkeiten stehen zwischen Farm und Farm, Wildnisse trennen die Landsleute voneinander, und selten findet man sich beim Handel in der kleinen Distriktsstadt. Lina Segesser machte sich keine übertriebenen Vorstellungen von ihrem künftigen Leben; aber sie trug ein starkes Gebot in sich, das hieß: „Vorwärts kommen!“ und es war ihr einerlei, wie rauh oder wie glatt das Gelände war, auf dem sie wandeln mußte.

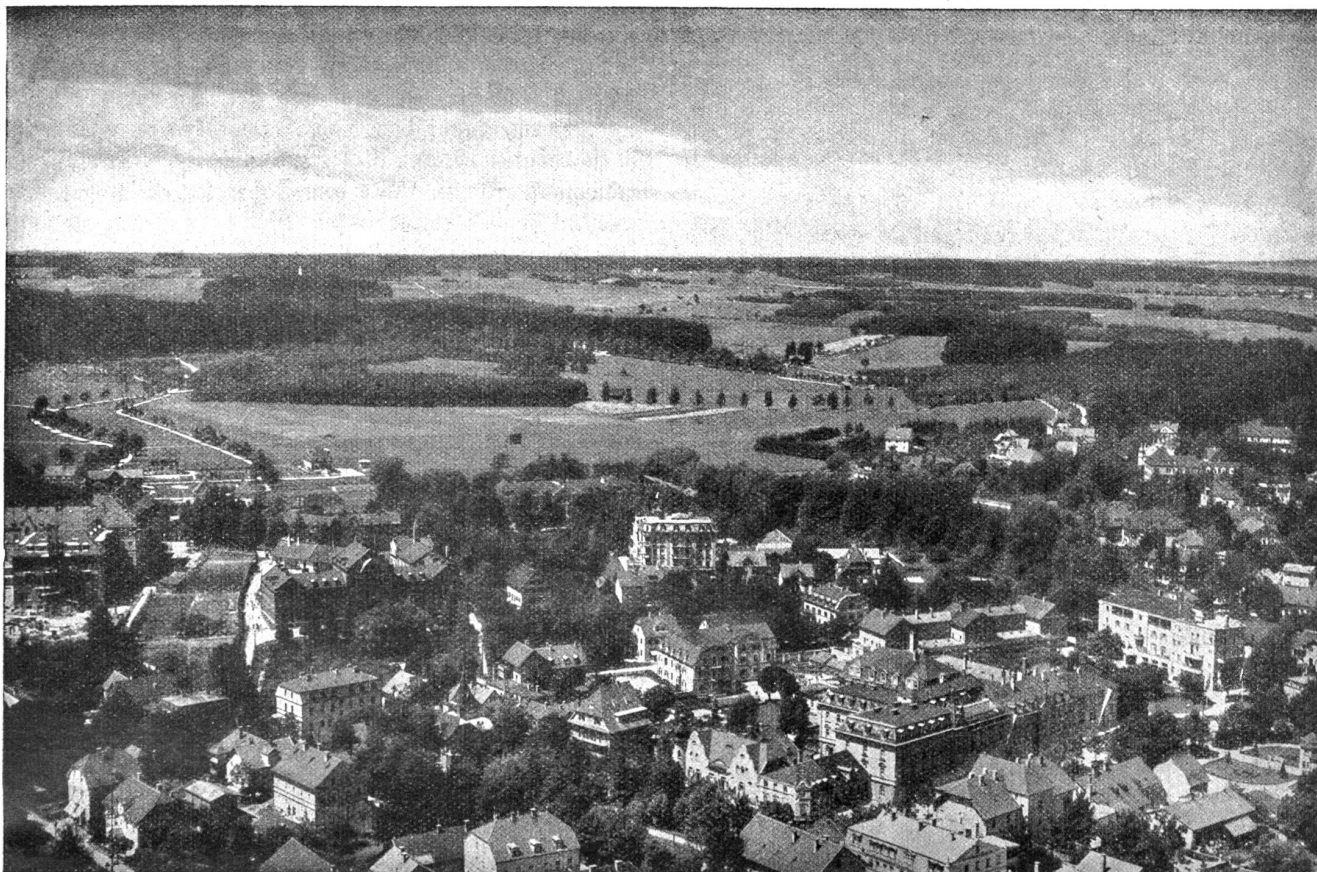
Das tapfere Mädchen machte sich also fröhlichen Herzens zu ihrer Reise nach Amerika bereit. In New York sollte sie die Eisenbahn nehmen bis Cincinnati, dort wollte Christen Ambiehl sie erwarten und sich auch gleich mit ihr trauen lassen. Er hatte sich zu diesem Zweck einen ordentlichen Anzug beschafft, wie ein Amerikaner ihn haben muß, neumodisch und flott in Schnitt und Farbe. Lina aber hatte von der besten Schneiderin in Ragaz ein Reisekostüm bezogen, in dem ihre schlanke Figur den Reiz der smartesten Engländerin herausgefordert hätte; Hut, Handschuhe, Schleier und Reisegepäck hätten einer Reisenden der ersten Kajüte keine Schande gemacht; Christens Verlobungsring glänzte an ihrer schmalen braunen Hand.

So ausgestattet erschien die junge Reisende noch einmal in Zaug, um sich von ihrer Sippe zu verabschieden. Voll Stolz zogen die Eltern mit ihr von Haus zu Haus, überall empfing sie die Ehren einer baldigen Vermählten, Geschenke und Segensprüche aus warmen Herzen wurden ihr geboten.

Solche Heiraten nach Amerika sind in der Schweiz nicht selten, sie werden immer als ein Fortschritt zu besseren Lebensverhältnissen eingeschätzt, und Mädchen, die so hinausziehen mit ihrer Kraft und Tüchtigkeit, ihren Kenntnissen und den Ersparnissen ihres Fleißes, werden geachtet als Bahnbrecherinnen zu einem Leben mit höheren Zielen. Denn eine Farmersfrau in Amerika hat bei Gott mehr Arbeit mit Kopf, Herz und Hand zu leisten als drei Bäuerinnen in der alten Heimat. Sie muß Naturgewalten trotzen können, eine Einsamkeit beseelen, Heimweh hinwegjodeln oder schwagen, Enttäuschungen entkräften können und gegebenenfalls einer Reihe von stark und wild aufwachsenden Kindern Nährboden, Schule, Kirche und Vaterland darstellen. Bei der Lina Segesser hatte jeder das sichere Gefühl: „Die kann es!“

Zu den Freundinnen, von denen Lina Abschied nahm, zählte auch die Babette Schneider; sie waren von Kind auf zusammen gegangen, und es hatte eine Zeit gegeben, da hätte man meinen mögen, eine könne ohne die andere nicht leben. Die Babette war schon ein Jahr länger als Lina mit einem „Amerikaner“ verlobt, aber bei diesem Paare war noch keine Rede von einer baldigen Heirat. Der Xaver Sutter schien es nicht so schnell zur Selbstständigkeit gebracht zu haben wie Christen Ambiehl, wenigstens jammerte die Babette ein wenig, als sie mit Lina allein war. „Ach“, sagte sie, „wenn ich doch auch schon so weit wäre wie du! Der Xaver ist gewiß nicht fauler als der Christen, aber er hat kein Glück oder keine guten Freunde. Er hat schon alles mögliche probiert, Käsen und Ananas züchten, Petroleum und Kupfer bohren, gar eine neue Bahn hat er bauen helfen, aber nichts hat ihn auf den grünen Zweig gebracht. Er schreibt immer, die Amerikaner seien ein rechtes Räuber-volk, ein Christenmensch sei da verraten und verkauft, und so vertröstet er mich ein Jahr ums andere, und es ist nicht abzusehen, wann er endlich Ernst macht. Du und ich, wir sind jetzt siebenundzwanzig Jahre, jetzt ist's höchste Zeit, sonst geht es dann nicht mehr richtig mit dem Kinderkrieg. Wenn man nur wüßte, wie ihm zu helfen wäre!“

Babette Schneider war eine kleine, derbe Person, rundherum appetitlich, blond und rosenrot und rundherum bäuerlich, gesund und langweilig. Die lange Lina blickte ein wenig spöttisch auf sie herunter, während jene klagte. Babette hatte auch schon ihre Aussteuer fertig, und weil sie selbst so völlig unzierlich war, so hatte sie das Zierlichste gewählt, was sie hatte finden können, und nächstelang dafür gestickt, gefältelt und gekräuselt. Auch hatte sie einen ganzen Vorrat gehäkelter Decken, Sofaschoner und Gardinenspitzen, die sie stolz vor der Freundin ausbreitete, in Träumen künftiger Häuslichkeit schwelgend. Plötzlich, indem sie irgendeine gestrickte Unmöglichkeit in ein rosa Seidenpapier wickelte, gab sie einem Einfalle Ausdruck. „Höre, Lina“, sagte sie, „was ich mir ausgedacht habe. Der Xaver sitzt jetzt in Gallipolis, das ist nicht weit von Cincinnati. Du könntest ihn wohl aufsuchen und ihm dies Geschenklein von mir bringen. Dann fühle ihm ein bißchen auf den Zahn, und sieh auch zu, ob du dich nicht bei anderen über ihn erkundigen



Bad Wörishofen. — Luftbild-Gesamtansicht.

kannst. Vielleicht macht es ihn doch neidisch, wenn er sieht, daß der Christen schon seinen Haushalt gründet, und vielleicht kannst du ihm auch auf gute Art zusehen, daß er etwas Ordentliches anfängt und dabei bleibt. Der Christen wird ihm gewiß gerne helfen, und da sind ja überall Schweizer, die für einen Landsmann einspringen, wenn er's verdient. Also sieh, was du tun kannst!" Lina lachte. „Weißt du“, sagte sie, „ich habe den Xaveri gekannt, wie er fünfzehn war, er war ein rechter Säubub, und ich glaube nicht, daß er zu denen gehört, denen man raten oder zureden kann. Aber probieren will ich's schon und will ihm gehörig den Mund wässrig machen nach deinem weißen Hälschen und deinen roten Baden. Nein, was bin ich doch für eine magere Krähe neben dir!“

Lina schiffte sich also ein, fand sich auch ohne Umstände von New York nach Cincinnati und traf dort ihren Verlobten in verabredeter Weise. Sie war enttäuscht, als sie ihn wieder sah; Christen war ein hübscher blonder Junge gewesen, als er fortzog, jetzt war er ein knochiger Mann, das modische Gewand schlotterte lächerlich um die edige Gestalt, ein langer, fahler Schnurrbart hing geistlos über den Mund herab, er sah ganz und gar nicht amerikanisch aus, sondern mehr denn je wie ein echter Bergfenn. Sie ließ ihn jedoch nichts merken von ihrer Mißbilligung, denn sie dachte ihn schnell genug nach ihrem Sinne zurechtzuschleifen. Es freute sie auch, daß Christen gar nicht müde wurde, sie anzublicken, und daß er ein paarmal in wahrer Verzückung ausrief: „Du siehst ja aus wie eine Lady, Lina! Kannst du denn noch eine Heugabel führen?“ — „Und ob!“ lachte sie zufrieden, „alles

kann ich, am letzten Tag vor der Abreise habe ich noch beim Mähen geholfen. Aber es ist nicht nötig, daß man mir das in New York schon anmerkt.“

Christen hatte einen Aufenthalt von etwa zehn Tagen in Cincinnati vorgeesehen, da er neben der Trauungsangelegenheit noch allerhand Geschäftliches betreiben und einige Maschinen kaufen wollte. Das Brautpaar wohnte unbefangen in der gleichen traulichen Schweizerpension, eine kleine Schweizerwelt hatte sich da zusammengefunden mitten in der brausenden Geschäftsstadt, Heimatlieder aus allen Kantonen wurden gesungen, und es war ausgemacht, daß auch die Hochzeit daselbst im Kreise der Landsleute gefeiert werden sollte. Am Tage nach Linas Ankunft überraschte Christen sie mit der Nachricht, daß er dem Xaver Hutter begegnet sei, der sich zufällig auch in Cincinnati herumtreibe, sein Posten in Gallipolis sei ihm schon wieder verleidet; er wohne aber in einem der besseren Hotels der Stadt. Lina entsann sich ihres Auftrages und rief: „Kann man den nicht einmal zu sehen kriegen? Ich hab' ihm Grüße und ein Geschenklein von der Babette zu bringen.“ — „Natürlich“, antwortete Christen, „ich will gleich an ihn telephonieren.“

Am anderen Tage sah Lina in der drei Meter langen „Empfangshalle“ des Pensionleins einen schmutzen Amerikaner stehen, samtglatt rasiert und duftend von neuen Handschuhen, der fragte nach der Zimmernummer von Mister Ambiehl. Ungläubig trat Lina näher. „Sind Sie vielleicht der Herr Hutter?“ fragte sie zögernd. Dann aber erkannte sie ihn an Blick und Lächeln, streckte erfreut die Hände aus und rief: „Xaveri! Ja, du bist's wahrhaftig! Poß Welt!

Du bist aber ein ganz Feiner geworden, ich hätte dich fast nicht erkannt!“ Xaver Sutter starrte die schlanke Lady auch



Bad Wörishofen. — Kurpromenade.

zuerst ganz verduht an, dann besann er sich und erwiderte ebenso fröhlich: „Lina Segesser! Blicke doch einmal! Willst du mir etwa hier gegen die Feinheit predigen? Du siehst ja aus wie die princess of Wales!“ Sie standen eine ganze Weile und machten sich Komplimente, bis Christen dazu trat; da rief Xaver noch, indem er ihm auf die Schulter schlug: „Christen, was bist du doch für ein Glückspilz! Hast eines der besten Lots kaufen können, und nun friegst du auch noch die smarteste Frau in der ganzen Schweizerschaft!“ Lina errötete sehr hübsch über ihre dunklen Wangen und sagte etwas schnippisch: „Denke nur nicht, Xaver, daß ich eine Affin geworden bin! Wenn wir erst im Blochhaus wohnen, sollen mir die Holzschuhe und das Kopftuch auch wieder passen.“ — „Glaub' ich gern!“ antwortete Xaver in voller Ueberzeugung.

Die Rede kam nun natürlich auf die Babette und auf Xavers Heiratsaussichten, und die kluge Lina merkte bald, daß Xaver längst hätte heiraten können, wenn er nur den Entschluß der Selbsttätigkeit hätte fassen mögen. Er hatte viel mehr Glück gehabt als Christen, sich aber auch viel weiter umgetrieben, und hatte sich aus allerlei Anteilen an großen Unternehmungen, für deren Ergiebigkeit er eine feine Nase hatte, wirklich ein kleines Vermögen erspekuliert. Er war auch zäh und fleißig, aber er hatte das gleiche Gebot des Vorwärts- und Höherstrebens in sich wie Lina und begriff nicht die einfache Arbeit ums tägliche Brot; sondern es sollte bei allem, was er anfang, auch ein wirklicher Er-

folg herauskommen, und dieser Erfolg sollte dann wieder einer neuen, erstaunlichen Machenschaft als Unterlage dienen. Lina fühlte sich von diesen Grundfäden angezogen, aber Christen schüttelte den Kopf und rief dringend zum Ankauf einer Farm, damit das bisher erworbene Geld auch sicher in schätzbarem Boden stecke und nicht unversehens einmal davonlaufen könne. Aber dem Xaver lag nichts daran, mit eigenen Händen einen rauhen Boden ertragreich zu machen und im selbstgezimmerten Blochhaus zu wohnen wie Christen. „Nein“, sagte er, „wenn ich farme, dann will ich im Automobil durch meine Blantagen fahren, und meine Frau soll zu Pferd ihre Erdbeerfelder besichtigen, anders ist Farmen ein Bettelgeschäft!“ — „Na“, sagte Lina, von dieser Rede verärgert, „dann schaff dir nur einen handfesten Pony an für deine Babette! Achtzig Kilo wird sie wohl wiegen.“ Nun mußte Xaver sich ärgern, er bekam einen feuerroten Kopf, aber zugleich schlug das Feuer ihm auch aus den Augen heraus und er schaute die rassistige Lina begehrt an. Er hätte ihr gern gesagt, daß er bei seinen Zukunftsträumen keineswegs die Babette auf dem Pony gesehen hatte, aber er schämte sich doch, ein solches Geständnis zu machen. Die Lina erriet, was er nicht aussprach, sie gab ihm im stillen recht, obgleich sie ihn laut einen rechten Amerikaner nannte, die Arbeit als Raub und Ekstase war ihr auch nicht fremd, und als sie das nächste Mal von der Sache redeten, sagte sie ganz offen: „Du müchtest halt eine Frau haben, Xaveri, die auch gern was riskiert und die nicht heult, wenn ihr der Blitz einmal in die Küche schlägt. Die Babette ist wohl mehr fürs Sichere und Bürgerliche; aber dann muß man nicht nach Amerika gehen wollen. Weißt du noch unsere Schaukel daheim, Xaveri? Das Schönste war doch stehend schaukeln, und wenn es hoch genug ging, dann benutzten wir den Aufschwung und sprangen von der Schaukel aufs Stalldach, du und ich. Die Babette hat immer sitzlings geschaukelt. Aber ich möchte im Leben wohl auch so aus einem Schwung in den anderen springen.“ (Fortf. folgt.)

Sebastian Kneipp redivivus.

Nicht daß Pfarrer Kneipp und seine famose Kur etwa schon in Vergessenheit geraten wären! O nein, im Gegenteil. Bad Wörishofen, seine Gründung, blüht. Was zu Kneipp's Jugendzeiten ein kleines Bauerndorf war, ist heute ein — man darf wohl sagen: weltberühmter Kurort mit 4000 Gästebetten, mit Kasino, Kurpromenade, Kurmusik, mit komfortablen Einrichtungen für Licht-, Luft-, Sonnen- und Wassertherapeutik, mit gut unterhaltenen Waldspazierwegen. Jährlich wird es von Tausenden von Kranken und Kurbedürftigen besucht — 1930 zählte das Bad 20,000 Gäste — die Hotels, Kuranstalten, Sanatorien, Pensionen und Privatzimmer füllen sich in normalen Jahren. Eine Anzahl von Kurärzten sind bemüht, im Sinn und Geiste des großen Heilkünstlers, dessen Denkmal an schönster Stelle des Kurortes steht, ihren Patienten Heilung oder Linderung ihrer Leiden zu bringen. Während der Hochsaison herrscht in Wörishofen ein reges und fröhliches Leben sowohl in den Räumen der Kuranstalten, wie draußen im Freien, in der Wasserrinne beim Wassertreten, auf der Waldwiese beim Barfußbummeln und Spielen, im Licht- und Sonnenbad, beim Wassersport, im Waldsee. Die fruchtbare Gegend mit ihren sanften Hügeln und wohlgepflegten Wäldern erscheint wie geschaffen für einen den Leib wie die Seele stärkenden Kurbetrieb. Nein, Sebastian Kneipp und seine Heilmethode, sie leben und sind tätige Gegenwart.